

Leseprobe aus:
Charlotte Gneuß, Laura Weber
Glückwunsch



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Glück wunsch

**15 Erzählungen
über Abtreibung**

Herausgegeben von
Charlotte Gneuß
und Laura Weber

Hanser Berlin

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27677-2

© 2023 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Anzinger & Rasp, München

Motiv: © Juliia Maro / Adobe Stock

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Inhalt

Vorwort	7
Yael Inokai Die Vertreterin	13
Charlotte Gneuß Glückwunsch	25
Theresia Enzensberger Ausschabungen	47
Daniel Schreiber Geister	55
Katharina Volckmer Gott	69
Tilman Rammstedt Die fehlenden Zentimeter	81
Lena Gorelik Frauensache	87
Monika Helfer Das Unbehagen	105
Stefanie de Velasco Szechuan Tofu	107
Karosh Taha Eine Abtreibung	121
Annett Gröschner Lebenslauf	125
Raphaëlle Red Ladies Night	137
Emilia Roig Kounaté	157
Sophia Fritz Frankfurter Kranz	171
Jayrôme C. Robinet Keine Frage!	181
Die Autor:innen	197

Vorwort

Weder er noch ich hatten das Wort Abtreibung in den Mund genommen. Es war etwas, das keinen Platz in der Sprache hatte, schreibt die Literaturnobelpreisträgerin Annie Ernaux in ihrem autofiktionalen Roman *Das Ereignis* (1999). Darin verarbeitet sie ihre Erfahrung, als junge Frau im Frankreich der sechziger Jahre abtreiben zu wollen. Ihr Freund begrüßt die Entscheidung, will aber nichts *davon* wissen, der Frauenarzt weigert sich, den Eingriff vorzunehmen, die Freundinnen sind erschrocken: *So was* darfst du gar nicht denken, und mit den eigenen Eltern wagt sie nicht einmal, *darüber* zu sprechen. Letztendlich verblutet Ernaux beinahe alleine in ihrem Student:innenwohnheim. Dass sie überlebt habe, sagt sie später, sei der Tatsache zu verdanken, dass sie die eigene Scham überwunden und den Notarzt gerufen habe.

Auch heute noch riskieren viele Menschen, die abtreiben, ihr Leben. So sterben laut WHO jährlich weltweit 39 000 Personen an der Behandlung illegal abtreibender Ärzt:innen, »Engelmacher:innen« oder bei dem Versuch, sich des Fötus eigenhändig zu entledigen. Und solange der Schwangerschaftsabbruch nicht als allgemeines Menschenrecht in den Verfassungen verankert ist, bleiben die Gesundheit und reproduktive Selbstbestimmung von Menschen, die schwanger werden können, bedroht. In einigen europäischen Nachbarländern und US-amerikanischen Staaten ist das derzeit zu beobachten. Auch in Deutschland stehen ungewollt schwanger gewordene Personen vor einem Dilemma. Abtreibung ist hier nämlich *verboten*, aber *straffrei*. Ein unentschiedenes, geradezu verschämtes Gesetz.

Unentschieden und verschämt ist auch der gesellschaftliche Umgang mit ungewollten Schwangerschaften und ihren Abbrüchen. Nur selten hört man im Freundeskreis oder in der Familie, dass eine Person einen Abbruch vorgenommen hat. Und wenn doch, dann meist hinter vorgehaltener Hand, unter vier Augen. Von einer »Frauensache«, einem »sensiblen Thema« oder einer »privaten Angelegenheit« ist dann oft die Rede. Als verfügten wir nur über ein begrenztes, schambesetztes Sprachregister, um den weiblichen Körper, seine nuancierten Empfindungen, Schmerzen und Erfahrungen zu beschreiben. Diese Sprachlosigkeit isoliert die einzelne, sie sperrt sie in jenes Gefängnis aus Schweigen, Schuldzuweisung und Scham, in dem Frauen seit Jahrhunderten stecken, wenn sie nicht ihren Lebensentwurf aufgeben wollen wegen der Krankheit, *an der nur Frauen leiden und die sie zu Hausfrauen macht*, wie Ernaux es beschreibt. Wir kennen kaum detaillierte Geschichten von einzelnen, die sich für Abtreibungen entschieden haben. Wir wissen nicht, wie andere es erlebt und erfahren haben, was ihnen geholfen oder geschadet hat. Die Sprachlosigkeit erzeugt eine Leerstelle in der Gesellschaft – und in der Literatur. Denn obwohl Schwangerschaftsabbrüche eine grundlegende menschliche Erfahrung sind und zum Kanon moralischer Kernfragen gehören, sind sie in ihrer Komplexität literarisch wenig erfasst.

Bis Ende des 19. Jahrhunderts enden die meisten ungewollten Schwangerschaften in der Literatur mit der verzweifelten Tötung des Neugeborenen, wie beispielsweise in Heinrich Leopold Wagners *Die Kindermörderin* (1776), Johann Wolfgang von Goethes *Faust* (1808) oder Gerhart Hauptmanns *Rose Bernd* (1903). Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts kommen Möglichkeiten und Wege des frühzeitigen Abbruchs explizit auch in fiktiven Erzählungen vor, doch stehen dort in der Regel nicht die existenziellen Nöte der Frauen im Vordergrund. Stattdessen

werden in Texten wie *Fruchtbarkeit* (1899) von Émile Zola, *Das wüste Land* (1922) von T.S. Eliot, *Geschichten aus dem Wienerwald* (1931) von Ödön von Horváth oder *Hügel wie weiße Elefanten* (1927) von Ernest Hemingway die ungewollt schwangeren Frauen wegen des Versuchs der Abtreibung dämonisiert und zum Tode verurteilt, von den männlichen Protagonisten zum Schwangerschaftsabbruch gezwungen oder durch eine Eheschließung »errettet«. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts ist der Schwangerschaftsabbruch in literarischen Texten, mit wichtigen Ausnahmen wie Bertolt Brechts *Ballade vom Paragrafen 218* (1929) oder Erich Kästners *Patriotisches Bettgespräch* (1930), nichts als ein hohles Motiv moralischer Verfehlung und unsittlichen Verhaltens, das zum Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Leben führt.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts aber wagen mehr und mehr Autor:innen, die Erfahrung des Schwangerschaftsabbruchs in all ihrer Komplexität literarisch zu erzählen. Zwar spiegelt sich in den Texten oft die patriarchale Prägung, doch solidarisieren sie sich vermehrt mit der Betroffenen. Neben Annie Ernaux' bahnbrechendem Werk *Das Ereignis* bilden die Texte von Ilse Molzahn (*Der schwarze Storch*, 1936), Charlotte Worgitzky (*Meine ungeborenen Kinder*, 1982), John Irving (*Gottes Werk und Teufels Beitrag*, 1985), Marlene Streeruwitz (*Entfernung*, 2006), Lotta Elstad (*Mittwoch also*, 2017) und Brit Bennett (*Die Mütter*, 2018) – um nur einige zu nennen – den zögerlich wachsenden Kanon einer Literatur, die sich Abtreibungen mit all den physischen und psychischen Implikationen einer moralisierenden Gesellschaft direkt und schonungslos stellt.

Genau diese Texte brauchen wir und wir brauchen mehr von ihnen. Denn ein Schwangerschaftsabbruch ist nicht nur ein medizinischer Eingriff. Er wird begleitet von sozialen und politischen Debatten und stellt die einzelne vor existenzielle Fragen

nach intimen Beziehungen und Identität, nach Herkunft und Zukunft. Wir brauchen Erzählungen, die sich den differenzierten und facettenreichen Erfahrungen von ungewollten Schwangerschaften und Abtreibungen widmen, die Frauen millionenfach machen. Literarisch lässt sich versprachlichen, was im sozialen und privaten Raum unmöglich scheint, was politisch möglicherweise (noch) nicht erlaubt ist. So befreit die Literatur die Sprachlosen aus der Vereinzelung und der Ohnmacht, indem sie eine Brücke bildet zwischen der Erfahrungswelt der literarischen Figuren und der Realität der Leser:innen. Im Akt des Lesens wird der Text lebendig, wird Text Wirklichkeit.

Die fünfzehn hier versammelten Autor:innen erzählen von Frauen, die schwanger werden und sich meistens nicht für ein Kind entscheiden. Sie schaffen Frauen- und Familienporträts, berichten von Beziehungen und Kindheitserinnerungen, erzählen von Leben und Tod. Die Figuren, die dieses Buch bevölkern, leben in unterschiedlichen Jahrhunderten, an unterschiedlichen Orten. Sie durchqueren den schmelzenden Schnee der Sowjetunion, trinken Sangria in Magaluf, stehen gebückt im Zuckerrohrfeld auf Martinique und graben in kurdischer Erde. Sie werden mit Wärmflaschen versorgt und möchten erst mal ihre Ausbildung beenden, sie werden versklavt und vergewaltigt, stehen kurz vor der Flucht in die Bundesrepublik und sind hoffnungslos in einen Mann verliebt, von dem sie nicht wissen, dass er verheiratet ist. Einige von ihnen sind Mütter, so beschäftigt mit der Sorge um Andere, dass sie den Eingriff bei der Frauenärztin in die Mittagspause legen müssen. Ihre Söhne stellen ihnen drängende Fragen: *Schmeckt selbst der edelste Wein wirklich besser als ein reines Gewissen?* Ihre Töchter lernen, dass man besser nicht fragt. *Wir fragen nichts, wissen zu schweigen, gehen später auch wegen »Frauendingen« zum Arzt.* Wir lesen von Frauen, die sich auf der Suche nach Medikamenten durchs

Darknet scrollen, und solchen, die Abort74.com hacken. *Dann trink Asche*, wird einer Protagonistin geraten, während eine andere das brandneue Sauggerät zur Heimabtreibung empfiehlt. So erfahren wir von legalen und illegalisierten, sicheren und gefährlichen Abtreibungen, solchen, die für große Erleichterung, und solchen, die für große Schmerzen sorgen. Erzählt wird vom politischen, sozialen und »intimen« Patriarchat, aber auch von einer post-patriarchalen Utopie, in der die Menschen verantwortungsbewusst und selbstbestimmt miteinander leben.

Herzlichen Glückwunsch, Sie sind nicht mehr schwanger. Die vorliegende Anthologie schafft Platz in der Sprache, sie eröffnet einen neuen Raum. Die Texte laden uns ein, ihn zu erkunden, hinzuhören, hinzuschauen und Selbstbestimmung weiter zu denken. So kann eine Abtreibung als ein Akt der Liebe, als Versuch, der Überbevölkerung oder einer Gewaltherrschaft persönlich zu begegnen, oder als gewöhnliche menschliche Handlung gelesen werden – vor allem aber als literarischer Gegenstand, so wertvoll und vielseitig wie jede andere Erzählung über das Leben auch.

Charlotte Gneuß

Laura Weber

Yael Inokai

Die Vertreterin

Romy brachte Staubsauger zu den Menschen. Das war ihr Beruf. Sie mochte ihn mehr als die meisten, die sie davor gehabt hatte.

Um acht klingelte der Wecker. Fünf Mal drückte Romy den Snooze-Button und schlich sich zurück in ihre Träume. Das Gefühl der Vergeblichkeit, mit dem sie früher schlagartig wach geworden war, suchte sie nicht mehr heim.

Im Halbschlaf schmierte sie Brote, kochte Kaffee, duschte unverschämt heiß und lange, warf sich danach die Kleidung über und ging aus der Tür. Dort wartete Rambo auf sie. Der riesige weiße Kater der Nachbarin blockierte die Treppe. Romy japste. Seit sie so tief schlief, vergaß sie diesen Schrecken, der im Gang auf sie lauerte, jeden Morgen aufs Neue.

Sie stieg über das Tier, wurde angefaucht, stolperte fast, klammerte sich ans Treppengeländer. Unten angekommen war sie wach. Sie schloss ihr Auto auf, der Elektroflitzer begrüßte sie mit dem wohligen Geräusch hochfahrender Technik.

Ihr erster Termin führte sie in den Norden der Stadt. Surrend schlängelte sich der Elektroflitzer durch den Verkehr. Er hatte Romys Ex gehört, bevor diese aus umwelttechnischen Gründen ganz aufs Fahrrad umgestiegen war. Jetzt ließ sich Galina nur noch mitnehmen, statt selber zu fahren. Was ohnehin viel besser zu ihr passte.

Romy parkte vor dem Haus. Sie nahm den grünen Koffer vom Beifahrersitz und klingelte.

»Was?«, kam es aus der Gegensprechanlage.

Romy hielt den Koffer vor die Kamera. »Ich bringe den SAZ«, sagte sie. Und dann, weil sie sich die Höflichkeit in dieser Stadt nie verkneifen konnte: »Guten Morgen.«

Die Tür ging vor ihr auf. Im Eingangsbereich blinkte lockend der Lift. Romy nahm die Treppe. Sie nahm immer die Treppe. Ihr Vater war fünfundneunzig Jahre alt und nahm noch die Treppe.

Das Geschrei wies ihr den Weg. Romy ließ sich selbst in die Wohnung, niemand empfing sie.

»Guten Morgen«, wiederholte sie vor den beiden Kindern, die sich eben noch um eine Haarbürste gezankt hatten und jetzt schlagartig verstummt.

»Wer bist du?«, fragte das eine.

»Was ist da drin?«, fragte das andere und zeigte auf den grünen Koffer.

»Was Süßes, wenn ihr mich mal kurz mit euren Eltern alleine lasst.«

Die Kinder sahen einander an, unsicher, ob Romy zu trauen war. Romy hätte Romy jedenfalls nicht getraut, wäre sie in deren Situation gewesen. Man ahnte doch, dass bei ihr abgesehen von einem angewärmten Hustenbonbon in der Hosentasche nichts zu holen war.

Im Badezimmer ging die Spülung. Eine Frau wankte hinaus, gestützt von ihrem Mann. Sie war bleich wie die Wand.

»Ab in euer Zimmer. Tür zu«, sagte sie zu den Kindern, die Stimme kaum mehr als ein Flüstern. Die Kleinen gehorchten. »Und Sie ...« Die fuchtelnde Handbewegung sollte wohl auf den Sessel weisen, »Sie können ... ich bin ...«

»Frau Pauli, Herr Dobritz. Ich bringe Ihre Bestellung.«

»Wir freuen uns wirklich, dass Sie gekommen sind.« Herr Dobritz blickte zur geschlossenen Zimmertür, hinter der wieder Geschrei ausbrach. »Schulferien sind ... ignorieren Sie das

doch, wenn es irgendwie geht.« Er half seiner Frau aufs Sofa.
»Kaffee? Tee?«

»Nein, danke.« Romy betätigte die Schnallen. Der Koffer sprang auf und offenbarte den SAZ.

»Das ist also das Gerät.«

»Das ist es.«

»Es sieht wirklich aus wie ein kleiner Staubsauger.«

»Es gibt durchaus Ähnlichkeiten.«

»SAZ?«

»SAZ. *Sicher abtreiben zuhause* war anscheinend nicht schmissig genug, um sich durchzusetzen.«

Frau Pauli nickte. Sie lehnte sich zurück, während Romy das Gerät aus dem Koffer nahm. »Möchten Sie es mal anfassen?«

»Ich mach das«, sagte Herr Dobritz und streckte die Hände aus. »Wir haben das ja beide zu verantworten.« Seine Frau schloss neben ihm die Augen und nahm ein paar tiefe Atemzüge. Romy reichte ihm den SAZ. Sie konnte es nie ohne eine gewisse Zärtlichkeit tun.

»Ist er zerbrechlich?«

»Ach was.«

»Und kann ich damit ...?«

»Sie können eigentlich nichts falsch machen. Er schaltet automatisch ab. Und für den extrem seltenen Fall, dass das nicht passiert, gibt es hier diesen roten Riegel. Der setzt sofort das gesamte Gerät außer Kraft. Sollte sich eine Sonde im Körper befinden, gleitet die dann einfach hinaus.«

Romy rückte ein Stück nach vorne.

»Hier ...« Sie zeigte auf die drei schmalen Fenster. »Das oberste ist für die erste Untersuchung. In die Öffnung mit dem Becherzeichen geben Sie die Urinprobe. Drei Tropfen reichen vollkommen aus. Dann kann die Sonde eingeführt werden, die feststellt, ob alles so ist, wie es sein sollte.«

»Wie es sein sollte?«

»Ob die Schwangerschaft in der Gebärmutter ist oder im Eileiter. Letzteres übersteigt die Fähigkeiten des SAZ; alles andere schafft er eigentlich mühelos, außer die Schwangerschaft ist zu weit fortgeschritten. Auch das erkennt das Gerät. Wenn es rot blinkt, muss eine Ärztin aufgesucht werden. Das kommt ungefähr in null Komma drei Prozent aller Fälle vor. Der SAZ lässt sich dann erst mal nicht weiter bedienen.«

»So selten.«

»Moderne Technik. Die AGA ... das ist ein Subunternehmen der Zentraleuropäischen Raumfahrtgesellschaft, wie Sie bestimmt wissen ... hat ganze Arbeit geleistet.«

Herr Dobritz brummte anerkennend.

»Das zweite Fenster ist für die Abtreibung.« Romy zeigte auf den Schlauch. »Wenn Sie das Gerät ordentlich aufladen, dann wird der Aufsatz schön warm und es ist nicht unangenehm beim Einführen. Also funktionsfähig ist der SAZ ab achtzig Prozent, aber dann ist das hier nur lauwarm.«

»Bloß nicht«, flüsterte Frau Pauli unter ihren halb geschlossenen Augen. Ein bisschen Farbe war in ihr Gesicht zurückgekehrt.

»Sie können die gesamte Zeit nachverfolgen, was in Ihnen passiert. Das dritte Fenster ist dann für die Nachuntersuchung. Sie führen die Sonde noch mal ein. Ihnen wird angezeigt, ob alles gutgegangen ist oder eine medizinische Nachbehandlung notwendig ist. Wenn Sie fertig sind, geben Sie uns Bescheid und wir schicken jemanden vorbei, der Ihr Ergebnis noch mal überprüft. Wir entsorgen das Gerät dann fachgerecht und umweltfreundlich.«